

Winfried Scharlau

Hanka Grothendiecks autobiographischer Roman Eine Frau

1. Von dem Text, über den im Folgenden berichtet werden soll, kann man ohne jede Übertreibung sagen, dass er vollständig unbekannt ist. Es gibt nur wenige, die überhaupt von der Existenz des Romans „Eine Frau“ von Hanka Grothendieck wissen, und noch viel weniger, die ihn gelesen haben. Geschrieben wurde das Buch etwa im Zeitraum 1948 bis 1952, gelesen wurde es seitdem von vermutlich kaum mehr als zehn Personen (1). Dennoch halte ich das Buch für ein bedeutendes literarisches Werk und zugleich für ein fast einzigartiges Zeitdokument. Mit diesem Aufsatz soll ein erster Versuch gemacht werden, den Text vor dem völligen Vergessenwerden zu bewahren. Auch wenn das Buch unzugänglich bleiben sollte, soll man wenigstens wissen, dass es existiert.

Dass überhaupt noch eine Spur zu dem Buch führt, hat weder einen literarischen, noch einen zeithistorischen Grund, sondern einen biographischen: Die Verfasserin ist die Mutter eines der berühmtesten und bedeutendsten Mathematikers des 20. Jahrhunderts, nämlich von Alexandre (ursprünglich Alexander) Grothendieck.

Es erscheint vielleicht selbstverständlich, dass über die Biographie und die Lebensumstände – auch die Eltern – eines so bedeutenden, noch lebenden Zeitgenossen Verlässliches bekannt sein sollte. Selbstverständlich ist in dieser Sache jedoch nichts, und tatsächlich findet man in der Literatur (und im Internet) nur ganz kurze und öfter widersprüchliche Daten zu Grothendieck, z.B. in einem Aufsatz von P. Cartier (2). In diesem Aufsatz wird in einer Fußnote der autobiographische Roman der Mutter erwähnt. Wie schon gesagt: die erste Spur! Verfolgt man diese Spur weiter, so stößt man auf zum großen Teil erst unvollständig aufgeklärte Lebensgeschichten, die so abenteuerlich sind, wie nur das Leben selbst sie erfinden kann.

2. Johanna „Hanka“ Grothendieck wurde im August 1900 in Hamburg geboren. Ihre Mutter und deren Vorfahren stammten aus einer vorpommernschen Bauernfamilie; ihr Vater war Hotelbesitzer und Kaufmann in Hamburg. Sie hatte eine ältere Halbschwester und drei jüngere Brüder. In ihren ersten zwanzig Lebensjahren erlebte sie den unaufhaltsamen wirtschaftlichen und sozialen Abstieg der Familie, verursacht durch Großmannssucht des Vaters, aber auch durch Betrug, Krieg und Inflation. Besaß der Vater

anfangs in Hamburg ein Hotel in guter Lage und gehobener Klasse („mit Damenkapelle“), so wurde nach einiger Zeit eine gepachtete Kaffeewirtschaft daraus; dann arbeitete er nur noch als angestellter Kellner, dann als ambulanter Fischhändler, dann erwarb er die Konzession für die Schuhputzer und Toiletten auf dem Hamburger Hauptbahnhof, und schließlich verlor er auch noch diese und musste als angestellter Schuhputzer arbeiten (3). Anfangs wohnte die Familie in einer großen gutbürgerlichen Wohnung, Kindermädchen und Bedienstete waren selbstverständlich, dann wurden die Wohnungen immer kleiner, und schließlich mussten möblierte Zimmer vermietet werden, damit wenigstens etwas Geld ins Haus kam.

Hanka war offenbar eine gute Schülerin; sie musste jedoch das Lyzeum wieder verlassen, als die Familie sich dieses finanziell nicht mehr leisten konnte. Mit etwa siebzehn Jahren fängt sie eine Ausbildung als Kindergärtnerin an, die sie so wenig zu Ende führt, wie irgendetwas in ihrem Leben. Um diese Zeit beginnt auch ihre Emanzipation – man muss sagen – von allen herkömmlichen Konventionen und Vorstellungen einer bürgerlichen Gesellschaft (zumal der hamburgischen). Sie beginnt, meistens völlig mittellos, ein unruhiges Wanderleben, gerät abwechselnd in den Umkreis der „Freideutschen Jugend“, von Reformbewegungen verschiedener Art, der „Fichte-Hochschule“ in Hamburg, sie schließt sich der von Lothar Schreyer gegründeten expressionistischen Theatergruppe „Die Kampf Bühne“ an, und schließlich wird sie – noch nicht großjährig – Redakteurin der kurzlebigen Wochenzeitung „Der Pranger“, die vor allem die Interessen der Hamburger Prostituierten vertritt. Für dieses und möglicherweise andere Blätter schreibt sie Artikel und Gedichte. Die Zeitung wird mehrfach beschlagnahmt (u.a. wegen eines angeblich obszönen Gedichtes Hankas), und die Polizei erscheint bei den verstörten Eltern, um auf das Treiben der minderjährigen Tochter hinzuweisen.

In diesem Milieu lernt sie auch ihren Mann, den Journalisten Johannes „Alf“ Raddatz kennen. Eigentlich sind beide Anhänger der freien Liebe, aber sie heiraten dann doch, und 1925 wird eine Tochter Frode geboren, die allerdings überwiegend erst bei den Großeltern, dann in verschiedenen Kinderheimen aufwächst. Raddatz lehnt – wie Hanka selbst – jede geregelte Arbeit ab (vielleicht ist er auch unfähig dazu), und mehrere Jahre lebt die junge Familie – soweit man von Zusammenleben überhaupt reden kann – in verzweifelter Armut.

Etwa 1926 erscheint in der Berliner Anarchistenszene ein gewisser jüdisch-russischer Anarchist Alexander „Sascha“ Schapiro, der vermutlich mit gefälschten Papieren unter dem Decknamen Tanarow in Paris, Berlin und anderen Städten gelebt hat und von 1905 bis 1936 an den meisten sozialistischen, kommunistischen und anarchistischen Revolutionen und Aufständen teilgenommen hat. (Dieser Mann ist nicht identisch mit einem sehr bekannten Anarchisten gleichen Namens und sehr ähnlicher Biographie. Die Tatsache, dass es zwei Alexander Schapiro gegeben hat, hat später zu zahlreichen Verwechslungen geführt (4).) Hanka wendet sich diesem Mann

zu, der seinen Lebensunterhalt jedenfalls zeitweise als Straßenfotograf verdient. Am 28. März 1928 wird ihr gemeinsamer Sohn Alexander „Schurik“ Grothendieck geboren, der später berühmte Mathematiker. Möglicherweise lebte die Familie von etwa 1928 bis 1934 zusammen in Berlin.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten beschließen Hanka und Sascha nach Paris zu emigrieren, wo Sascha schon um 1924 einige Zeit gelebt hatte. Schurik wird in Hamburg in einer Pflegefamilie untergebracht, und zwar in der Familie Heydorn (5). Über die Lebensgeschichte des Pflegevaters Wolfgang Heydorn, die fast genauso abenteuerlich ist wie die von Hanka Grothendieck oder Sascha Schapiro/Tanarow, liegt eine ausführliche Dokumentation vor (6). Wo die Tochter Frode sich bis etwa 1953 aufhielt, konnte bisher nicht aufgeklärt werden.

Von Frankreich aus gingen Sascha und vielleicht auch Hanka während des Bürgerkrieges nach Spanien; angeblich kehrten beide sehr desillusioniert zurück (7). Hanka lässt 1938/39 ihren Sohn von Hamburg nach Frankreich kommen. Während des zweiten Weltkrieges findet er Zuflucht bei dem protestantischen Pastor Trocmé in Le Chambon-sur-Lignon, der zahlreichen Flüchtlingen das Überleben ermöglichte. (Über die dramatische Geschichte des Städtchens Le Chambon, das sich als einziger Ort im Machtbereich der Nazis geschlossen und erfolgreich der Deportation der Juden widersetzte, existiert eine umfangreiche Literatur.) Hanka und Sascha werden vom Vichy-Regime interniert, Sascha an Deutschland ausgeliefert. Er ist vermutlich 1942 in Auschwitz ums Leben gekommen. Hanka verbrachte offenbar fast die ganze Kriegszeit in französischen Internierungslagern, wo sie sich eine Tuberkulose zuzog (8). In den Nachkriegsjahren lebte sie offenbar meistens mit ihrem Sohn zusammen, vor allem in Montpellier und Umgebung, dann in Paris. Ihr Verhältnis wird als sehr eng beschrieben. Sie erlebte noch den beginnenden Ruhm Alexanders als Mathematiker und begleitete diesen auf seiner ersten Auslandsreise nach Brasilien. Etwa 1957 starb Hanka Grothendieck an ihrer Tuberkulose.

Von Personen, die sie noch gekannt haben, wird Hanka Grothendieck als eine außerordentlich schwierige Person geschildert. Im Zusammenleben mit ihr muss es ständig zu schweren Auseinandersetzungen, oft aus nichtigen Anlässen, gekommen sein. Auf eine einzelne Aussage dieser Art könnte man sicher nicht viel geben, doch hier handelt es sich um das übereinstimmende Urteil aller, die ihr näher begegnet sind. Zweifellos hat es in ihrem persönlichen Umfeld Spannungen gegeben, die vielleicht mit dazu beigetragen haben, dass ihr Buch völlig in der Versenkung verschwunden ist und viele persönliche Dokumente, wie Briefe, vernichtet wurden. Es ist bezeichnend, dass bisher nur eine Fotografie von ihr aufgefunden werden konnte und bisher sich nicht einmal das Todesjahr feststellen ließ.

3. Es stellt sich natürlich die Frage, warum die Biographie Hanka Grothendieck's und erst recht die ihres Lebensgefährten Alexander Schapi-

ro/Tanarow nur dermaßen lückenhaft bekannt ist, dass sich nicht einmal Sicherheit über die wichtigsten Lebensdaten gewinnen ließ. Der Hauptgrund ist der, dass ihr Sohn Alexander, der am ehesten Auskunft geben könnte, schon immer im internationalen Wissenschaftsbetrieb ein Außenseiter (wenn auch ein Anführer) gewesen war und sich seit etwa 1975 zunehmend aus der bürgerlichen Welt zurück gezogen hat. Seit mehr als zehn Jahren hat er alle Beziehungen zu Kollegen, Verwandten und Bekannten vollständig abgebrochen. Er lebt an einem nur ganz wenigen Eingeweihten bekannten Ort in Südfrankreich und wünscht keinerlei Besuche oder andere Kontakte zur Außenwelt. Zudem steht wohl fest, dass er den sehr umfangreichen Briefwechsel seiner Eltern vernichtet hat. Leider sind auch andere Korrespondenzen zwischen weiteren wichtigen Zeitzeugen verloren gegangen oder jedenfalls nicht auffindbar.

Bei dieser Gelegenheit soll erwähnt werden, dass über das Leben von Johannes Raddatz bisher fast nichts ermittelt werden konnte. Auch das Schicksal der Tochter Frode, die vor wenigen Jahren in den USA verstorben ist, liegt noch weitgehend im Dunkeln. Über Hankas Lebensgefährten Alexander Schapiro („Sascha“) ist fast nichts Sicheres bekannt, und ob sich diese Lücke jemals schließen lassen wird, ist mehr als zweifelhaft. Für das hier vorgestellte Buch ist das insofern von Bedeutung, als Raddatz („Reddy“) und Sascha dort eine ganz wesentliche Rolle spielen – und die Beschreibung der Geburt der Tochter Frode zählt zu den eindrucksvollsten Passagen des ganzen Textes.

Eins kann allerdings mit absoluter Sicherheit festgestellt werden: Alexandre Grothendieck wuchs in einer Umgebung auf, die geprägt war von Personen, die nicht bereit waren, auch nur den kleinsten Kompromiss in ihrer Lebensführung einzugehen. Das gilt auch für die Pflegeeltern Heydorn, wo er ansonsten offenbar glückliche Jahre verlebt hat. Dies erklärt sicher manches über das spätere Leben Grothendieck's. Im übrigen muss eine detailliertere Biographie, auch seiner Eltern und weiterer nahestehender Personen, einer umfassenderen Untersuchung vorbehalten bleiben (9).

4. Das Manuskript von „Eine Frau“ besteht aus 17 mit Schreibmaschine geschriebenen Heften mit insgesamt ca. 1560 Seiten (10). Es ist in sechs Teile gegliedert, die folgende (etwas exzentrische) Titel haben:

1 Matrix, 2 Sich Gebären, 3 Bereitung I, 3a Der Weg [3b existiert nicht], 4 Zu Berlin, 5 Die Übergabe, 6 Sascha (ursprünglich, dann verworfen: *Sich Gebären zu Berlin*).

Jeder Teil besteht aus bis zu 16 Kapiteln von meistens um die 20 Seiten. Einige Seiten und kleinere Textabschnitte sind vielleicht verloren gegangen oder unleserlich.

Das Buch beschreibt Hankas Leben vom Kleinkindalter bis zum Herbst 1927, als sie mit Schurik schwanger ist. Soweit sich Einzelheiten überprüfen ließen, ist das Buch vollständig autobiographisch. Personen der Zeitge-

schichte (Lothar Schreyer, Ketty Guttman, Herwarth Walden, Wilhelm Vogeler, Alexander Berkman, Cläre Waldorf, Max Tepp, Herzberg) erscheinen meistens mit ihrem richtigen Namen, weniger bekannte unter einem erfundenen. Hanka selbst nennt sich Lotte (Lott, Charlotte) Babendeerde, ihr Mann erscheint als Alfred „Redy“ Spenzer, Alexander Shapiro als „Sascha“, ihre Tochter Frode als „Frigga“, manchmal auch als „Ilka“. Ähnlich verfährt sie mit den Namen ihrer Eltern und Brüder. Das Heimatdorf der Eltern wird ebenfalls nicht mit dem richtigen Namen genannt („Steenbeck“ statt Liessow). Manche Figuren, die unter einem Decknamen erscheinen, lassen sich identifizieren, z.B. der evangelische Pfarrer „Findeler“, mit dem sie in dem Buch so etwas wie ein Verhältnis hat. Vielleicht sind einige Randfiguren erfunden, aber es spricht alles dafür, dass Hanka in dem Buch wahrheitsgetreu ihr eigenes Leben aufgezeichnet hat (11).

Man kann ganz pauschal drei Themenkreise in dem Roman unterscheiden, die natürlich nicht überall getrennt, sondern mehr oder weniger ineinander verwoben sind: Im ersten Teil überwiegt die Schilderung des „Niedergangs einer Familie“; das Mittelstück ist eine Art Entwicklungsroman, der vor allem die (zeitweise etwas verkrampft geschilderte) erotische und sexuelle Emanzipation der Heldin Lotte, ihre journalistische Tätigkeit, ihre Schauspielerei und ihre Hinwendung zur Schriftstellerei beschreibt; der Schlussteil vermittelt ein realistisches Bild der proletarisch-anarchistischen Szene des Berlins der zwanziger Jahre und beschreibt die Bekanntschaft und Liebe Lottes zu Sascha. Vor allem der letzte Teil ist nicht nur von literarischem Interesse, sondern auch ein wichtiges historisches Dokument. Die folgenden Ausführungen werden diesen Teil besonders berücksichtigen.

Wie schon gesagt, hat Hanka Grothendieck die Arbeit an dem Buch etwa 1948 oder etwas früher begonnen. Nach Auskunft der Nichte H. M. muss es 1953 im Wesentlichen fertig gestellt gewesen sein. Andererseits findet sich in dem Text eine handschriftliche Notiz, die darauf hindeutet, dass sie sich noch 1955 mit dem Text beschäftigt hat. Möglicherweise ist der ursprüngliche Text umfangreicher als der zur Zeit bekannte. Die schon genannte Nichte behauptet jedenfalls, dass weitere Teile existierten, die die Zeit nach Schuriks Geburt betreffen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass diese Teile von Familienangehörigen vernichtet wurden. Die gleiche Nichte weiß auch aus Gesprächen und Briefen, dass Hanka sich um eine Veröffentlichung bemüht hat.

Das Manuskript von „Eine Frau“ hat Alexander Grothendieck einer Bekannten übergeben. Er hat verschiedentlich geäußert, dass er mancherlei an dem Werk auszusetzen hat. Diese Kritik bezieht sich vermutlich in erster Linie auf die Selbstdarstellung seiner Mutter. Immerhin hat er die Hefte wenigstens nicht vernichtet. Es sind wenige Fotokopien im Umlauf, wohl nur unter Mathematikern.

Wie auch aus der Autobiographie selbst und dem schon erwähnten Brief aus dem Jahr 1948 hervorgeht, war es Hankas Wunsch und vielleicht ei-

gentliches Lebensziel, Schriftstellerin zu werden. Es scheint sicher zu sein, dass sie neben einer Reihe von Zeitungsartikeln auch einige Novellen – wohl eher Kurzgeschichten – geschrieben hat (12). Diese konnten bisher nicht aufgefunden werden. Dass irgend etwas außer den Zeitungsartikeln jemals veröffentlicht wurde, erscheint nahezu ausgeschlossen (13).

5. Es ist naheliegend, nach Hankas schriftstellerischen Absichten und Vorbildern zu fragen und zu versuchen, die literarischen Einflüsse zu erkennen, denen sie ausgesetzt war. Tatsächlich tappt man in dieser Beziehung fast ganz im Dunkeln, denn sie sagt selbst in dem Buch fast gar nichts dazu, was insofern erstaunlich ist, da sie ja die Heldin als angehende Schriftstellerin schildert. Das Wenige, das sich belegen lässt, kann kurz so zusammengefasst werden:

Hanka Grothendieck war mit dem expressionistischen Theater gut bekannt. Sie wirkte etwa 1920/21 als Schauspielerin und Rezitatorin bei „Der Kampfbühne“ mit, einem Experimental-Theater, das von dem Dramaturgen, Schriftsteller und Maler Lothar Schreyer gegründet und geleitet wurde. Über die außerordentlich interessante und dramatische Geschichte der „Kampfbühne“ und ihrer Mitarbeiter gibt es verschiedene Publikationen, die Hannah Grothendieck kurz erwähnen (14). In unveröffentlichten Erinnerungen, die Lothar Schreyer 1965 niedergeschrieben hat, heißt es über die Aufführung des Stückes „Kreuzigung“: *Wie das schlichte Wandervogelmädchen Hannah Grothendiek das endlose Mutterweinen rhythmisch und klanglich bewältigte, ist mir immer unbegreiflich gewesen. Es war ein verzweifelter Menschenkampf gegen dämonische Gewalten ...*

Tatsächlich enthält „Eine Frau“ manches historisch sicher interessante Detail über das Wirken Schreyers und seiner „Kampfbühne“ um 1920 (15).

Die zahlreichen Gedichte, die in „Eine Frau“ eingestreut sind (vgl. Abschnitt 11), sind stilistisch eindeutig dem Expressionismus zuzuordnen. Man wird sofort an Else Lasker-Schüler erinnert. Eine persönliche Begegnung mit dieser Dichterin, die sicher möglich gewesen wäre, wird aber nicht erwähnt (16).

Was die Prosa betrifft – und damit „Eine Frau“ selbst – ist die Sache längst nicht so eindeutig. Dem Expressionismus scheint Hanka eher skeptisch gegenüber zu stehen, und sie erwähnt überhaupt nur zwei zeitgenössische Romanciers, Timmermans und Hamsun (17):

Jetzt beginnt sie, schriftstellerische Leistungen vom Handwerk her zu beurteilen. Ah, die farbigen, saftigen Schilderungen Felix Timmermans' – eine Offenbarung. Manchmal lacht sie leise vor Entzücken: wie das gemacht ist! Erstmal muß man richtig sehen, riechen – wahrnehmen lernen, sagt sie sich überwältigt, dann kann man anfangen und zu schreiben versuchen. Mein liebes Kind, außer Gedichten kannst du noch gar nichts.

Und eines Tages findet sie Hamsun. Da ist sie ganz still vor Ehrfurcht.

Wenn man Hamsun – ohne in irgend einer Weise zu differenzieren – als naturalistisch oder realistisch einordnet, dann ist sicher damit auch der Stil von „Eine Frau“ in seiner Haupttendenz genannt. Hanka schreibt über weite Strecken nüchtern, anschaulich, zwar unkonventionell, aber nur selten exaltiert, flüssig und natürlich daherkommend. Das ist auch ihre Absicht. Zu Beginn des zweiten Teiles findet sich eine handschriftliche Notiz, der man einiges über ihre künstlerischen Absichten entnehmen kann:

Dieser ganze Teil ist in seiner jetzigen Komposition unbrauchbar. Es war ein Fehler, dass ich, auf Schuriks Insistence, auch hier alles nach Themen zusammenfügte; gerade hier ist es richtig, die Entwicklung ganz einfach chronologisch zu schildern.

Es muß alles vollkommen aufgebrochen und umgeschmolzen werden. Viele einzelne Szenen sind gut, aber das Zusammenraffen wirkt artificiel und krampfhaft, statt eine künstlerische Notwendigkeit zu sein.

Überhaupt ist es kurios: der ganze Stil in diesem Teil ist nicht ruhig, mit wenigen Ausnahmen vielleicht. Die Sprache ist indirekt, konventionell – sie ist nicht unmittelbar, nicht völlig lebendig und dépouillée wie fast überall in den anderen Teilen. Ce n'est pas une question de degrés, mais d'essence.

Ihre leitenden künstlerischen Absichten sind damit klar benannt: einfach, ruhig, unmittelbar, lebendig, schmucklos (dépouillée). Und eins scheint auf Grund dieser Sätze jedenfalls zweifelsfrei: Ihre Absicht war es, etwas künstlerisch zu gestalten, einen Roman zu schreiben, nicht nur eine Autobiographie.

Wir werden auf stilistische Fragen zurückkommen, wenn wir aus dem Text zitieren.

6. Wie schon gesagt, spielt der zeitgeschichtlich wohl interessanteste letzte Teil des Manuskriptes (Teile 5 und 6) im Berlin der Jahre 1925 bis 1927. Allein schon die Identität von Ort und Zeit legt einen Vergleich mit Döblins „Berlin, Alexanderplatz“ nahe, ja macht ihn nahezu unvermeidlich, denn auch die Geschichte von Franz Biberkopf spielt in Berlin-Mitte von 1927 bis 1929.

Hanka erwähnt diesen Roman nicht; es ist jedoch nur schwer vorstellbar, dass sie „Berlin, Alexanderplatz“ nicht gelesen hat. Dieses Buch war unmittelbar nach Erscheinen ein sensationeller Erfolg, der innerhalb kürzester Zeit zahlreiche Nachauflagen erlebte.

Bekanntlich markiert „Berlin, Alexanderplatz“ einen radikal neuen Anfang in der deutschen Literatur, sowohl von der Thematik als auch von Erzählweise und Stil her. Walter Muschg schreibt dazu unter dem bezeichnenden Titel „Ein Flüchtling“ (18):

Im Dickicht Berlins war seit dem ersten Weltkrieg eine Stimme zu hören, die alle Abenteuer und Gefahren dieser Stadt zu enthalten schien. In Berlin war alles versammelt, was Deutschland groß gemacht hatte und was es in vulkanischem Ausbruch wieder ruinierte. Hier ließ auch Alfred Döblin wie ein rätselhafter Vogel im Urwald seinen rasselnden Gesang, sein Gelächter und Gekrächz ertönen ... Er hauste als Armenarzt im Arbeiterviertel ... Damals kämpfte er an der Spitze einer Generation, die das Ende der Bürgerzeit gekommen sah und auf den revolutionären Umsturz aller Dinge hinarbeitete. Er haßte die bürgerliche Gesellschaft, in deren Schatten er aufgewachsen war (sein Vater war nach Amerika durchgebrannt und hatte die Familie im Elend sitzen lassen), er verachtete ihre Ideale und besonders ihre Kunst, weil er vom Rohstoff des Lebens besessen war ...

Diese Sätze treffen sinngemäß abgewandelt auch auf Hanka Grothendieck und „Eine Frau“ zu. Natürlich ist sie nicht berühmt wie Döblin, sondern völlig unbekannt aber „sie haßte die bürgerliche Gesellschaft, in deren Schatten sie aufgewachsen war (ihr Vater ... hatte die Familie im Elend sitzen lassen), sie verachtete ihre Ideale und besonders ihre Kunst ...“. Es liegt also nahe, beide Bücher zu vergleichen, und dabei bieten sich folgende leitende Gesichtspunkte an:

- einerseits eine bemerkenswerte, stellenweise frappierende Übereinstimmung im Stil,
- andererseits eine völlig abweichende Perspektive und Sicht auf das Geschehen,
- und schließlich die Tatsache, dass Hanka Grothendieck eine Frau ist und ihr Buch einen dezidiert feministischen Standpunkt einnimmt.

Bevor wir dazu übergehen, soll noch einmal auf die zwangsläufige Kongruenz von Ort und Zeit in beiden Büchern hingewiesen werden. Es gibt eine große Übereinstimmung in den jeweils erwähnten Örtlichkeiten; manche Berliner Berühmtheiten werden in beiden Büchern erwähnt, und während Lotte (gleich Hanka) für „Die Welt am Montag“ schreibt, steht Biberkopf am Alexanderplatz und verkauft diese Zeitung. Es wäre wohl amüsant, alle diese Details einzusammeln.

Es gibt aber tiefer gehende Übereinstimmungen – und diese sind nicht mehr „amüsant“, sondern bestürzend. Zum Beispiel sind beide Hauptpersonen – Biberkopf und Sascha – einarmig, und das ist bestimmt nicht „symbolisch“ gemeint, sondern beide Bücher handeln eben von Menschen, die vom Leben schwer beschädigt wurden.

Und vielleicht kann das auch gar nicht anders sein, denn es gibt eine schon fast erschreckende Parallelität der Lebengeschichten, auch wenn Hanka davon aller Wahrscheinlichkeit nach nichts wusste: Auch Döblin ging nach Frankreich, nach Paris, ins Exil, und auch Döblin hatte einen Sohn (Wolfgang, geb. 1915), der schon in jungen Jahren ein bedeutender

Mathematiker wurde, einer der Begründer der modernen Wahrscheinlichkeitstheorie. Man kann nur darüber spekulieren, was er in seinem Leben als Wissenschaftler hätte erreichen können. Denn er entschied sich anders: 1939, vierundzwanzigjährig, zog er in den Krieg gegen Hitler-Deutschland, nach eigenen Worten bereit, für seine Ideen zu sterben. Er fiel am 21. Juni 1940 (19). Wir finden dieselbe Kompromisslosigkeit, die kein Zögern und Schwanken kennt und die auch das Leben von Hanka, Sascha und Schurik geprägt hat.

7. Nach all diesen Vorbemerkungen wenden wir uns jetzt dem Text selbst zu. Der Stil ist gekennzeichnet durch einige Charakteristika, die man auch in anderen Prosawerken dieser Zeit, vor allem auch „Berlin, Alexanderplatz“ findet, z.B. eine fast durchgängige Verwendung des Präsens, was dem Text stellenweise einen Reportage-artigen Charakter verleiht, häufige Verwendung umgangssprachlicher Wörter und Redewendungen, vor allem in der direkten Rede, und eine offensichtlich bewusste und gewollte Ablehnung ästhetischer Sprachprinzipien, wie sie etwa bei Thomas Mann, aber auch bei avantgardistischeren Autoren wie Musil oder Broch vorherrschen. Die Darstellung gleitet allerdings niemals auch nur ansatzweise in die Schilderung einer Kleine-Leute-Idylle à la Fallada ab.

Soweit es etwa um die Darstellung der Großstadt Berlin geht, die insgesamt jedoch sehr zurücktritt und in keiner Weise so dominiert wie bei Döblin, könnte man den Stil als gemäßigt expressionistisch bezeichnen. Die Berlin-Kapitel (Teil 5) beginnen z.B. mit folgenden Sätzen:

Jetzt sind die heißesten Tage im Jahr. Jede Straße Berlins ist ein wabernder Backofen. Die Wagen auf dem aufgeweichten Asphalt mahlen die Hitze zu brennendem Staub, der dir dörrend in die Lungen sinkt. Wenn die Straßenbahn an dir vorbeifegt, wirft ihre grelle Lackwand dir kochende Luft ins Gesicht, wie der Blendschirm einer eben ausgemachten elektrischen Heizsonne. Der Lärm selbst scheint vor Hitze zu flirren.

Das könnte ganz ähnlich auch bei Döblin stehen. Meistens ist jedoch die Diktion nüchterner und realistischer und damit oft auch beklemmender. Ein Beispiel, typisch nicht nur für den Stil, sondern auch für das Milieu, in dem große Teile des Buches spielen (Teil 5, 4. Kapitel):

Margot wohnt in der „Ritze“. So nennen die Eingeweihten den korridor-schmalen Teil der Parochialstraße. Sie wohnt sogar in der Ritze der Ritze: von der ewig dämmerigen Straße kommt man in einen engen, dunklen Ausgang, durch den man sich an einer schmierig feuchten Mauer entlang auf einen stinkenden, nicht breiteren Hof hinaustastet, der mit seinen überfließenden verbeulten Mistkübeln und der hängenden Klosettür wie eine eiternde Wunde in dem hohen schimmeligen Mauerwerk zu klaffen scheint.

Links eine krätzigige Türöffnung, und da hißt du dich vorsichtig eine Stiege hinauf. Es ist gut, daß hier und da eine Luke in der Mauer ist, sonst würde man sich jedesmal ein Bein brechen: die meisten Stufen sind unerwartet hoch, und wenn du dich gerade daran gewöhnt hast, kommen mit einemmal zwei, drei ganz eng übereinander. Und kurz vor Margots Treppenabsatz ist eine überhaupt herausgebrochen. Ihre Bude, eng und lang wie ein Stück Riesendarm, ist viel schlimmer als bei der alten Hulda. Bei gutem Wetter kann man wohl am Fenster lesen und schreiben, aber tiefer ins Zimmer hinein tastest du in grauem Schatten. Das hat auch sein Gutes: in dem kranken Dämmer machen die hübsch angeordneten Möbel keinen üblen Eindruck, und erst wenn du dich so in einen Sessel setzt und mit der Hand über die Armlehne fährst, merkst du, daß sie aus rohem Bauholz hergestellt sind und der harte Brettersitz nur mit Rupfen bezogen ist.

Und wenn du die zerbrochenen Sparren und das verfaulte Stroh aus der Zimmerdecke herabhängen siehst, dann verstehst du, woher Margots winziges Gesicht diese ungesunde Farbe und die leichte Schwammigkeit hat.

Zur Klarstellung muss angemerkt werden, dass die direkte Anrede des Lesers eine Ausnahme ist und sich in der Regel nur in einleitenden Abschnitten findet. Überhaupt sind solche Beschreibungen der Szenerie eher selten. Der Hauptteil des Textes besteht neben Dialogen aus direkter, manchmal scheinbar kunstloser Schilderung des Geschehens. Ein paar willkürlich herausgegriffene Zitate mögen das verdeutlichen:

Noch eine Frau kommt; der sieht man die Lebensreformerin auf Sichtweite an: ein schmaler Reifen von gehämmerten Kupfer preßt ihr das schwarze glatte Haar eng um den Kopf, und ein weiter, bunt gestreifter Leinenrock an einem engen Mieder mit kupfernen Knöpfen ...

Tagsüber ist es ziemlich ruhig im Keller, in dem schläfrigen Dämmerlicht von den zwei kleinen Fenstern her, die in der dicken Mauer wie in Schießscharten sitzen. Arbeitslose Genossen kommen und sitzen und gehen, kommen und sitzen um den großen runden Tisch, auf Gerds selbstgezimmerter Eckbank, auf dem lendenlahmen Liegestuhl, dem wackeligen vergoldeten Rokokostühlchen oder auf den soliden Hockern. Der innen angebräunte eiserne Topf mit der dünnen Teebrühe wird niemals kalt, und weil jeder seine Zigaretten herumreicht, kommt keiner zu kurz.

Oft werden die Hauptpersonen in Dialogen eingeführt oder charakterisiert, z.B. der russische Anarchist Sascha, die Hauptperson der letzten beiden Teile:

... So richtige wahre Anarchisten, die es mit Fleisch und Blut sind, die triffst du wohl bloß, oder doch am meisten unter den Spaniern und den Russen. Ah, die russischen Genossen - ! Die haben Mut zur Konsequenz. Da gibt es

einen, Sascha. Das ist ein Kerl! Ein Epos könnte man von ihm schreiben, was der alles gemacht hat. Und dabei ist er ein Dichter. Wie der schreibt – mein lieber Mann! Schade, ich war nicht in Berlin vor vielen Jahren, da hat er eine Zeitlang hier gelebt, als er aus Rußland geflüchtet war. Nachher ist er nach Paris gegangen, und da bleibt er wohl. Ist auch eine interessantere Stadt für unsereins. Mehr Leben. Ich hab Sascha selbst noch nicht gesehen, aber man erzählt sich ja. - ...

Und so wird Sascha einige Kapitel später beschrieben:

Kuck dich doch in'n Spiegel, Mensch. Du siehst genau aus, wie man sich einen Anarchisten vorstellt, mit deinem rasierten Schädel und deiner Fresse wie ein Cäsar! Daß die dir keine Aufenthaltserlaubnis geben wollen – nee weeste, ehrlich: tät ich ooch nich, wenn ich de Pollezei wäre. Und um illegal zu leben, müsstest du dir erst mal 'n anderen Kopp anschaffen – son harmlosen Kürbis wie unsereins!

Was die Diktion betrifft, könnte man meinen, „Berlin, Alexanderplatz“ zu lesen.

8. Nach diesem Versuch, den Stil des Buches zu charakterisieren, soll jetzt etwas zur „Perspektive“ gesagt werden – und, was diese betrifft, könnte der Unterschied zu „Berlin, Alexanderplatz“ kaum größer sein: Döblin beschreibt das Geschehen aus gewissermaßen unendlicher Distanz, Hanka Grothendieck ist mitten darin. Die vielfältigen neuen Stilelemente, derer Döblin sich bedient, – eingestreute Reklametexte, Radionachrichten, Zeitungsschlagzeilen, Börsenberichte, technische Beschreibungen bis hin zu physikalischen Formeln – das alles dient stilistisch dazu, Distanz zum Geschehen zu schaffen, das Schicksal der Hauptpersonen auf eine Ebene zu stellen mit den vielleicht zufälligen, vielleicht gesetzmäßigen, aber jedenfalls unabwendbaren „objektiven“ Geschehen in der Welt, und sei es nur die Welt von Berlin, Alexanderplatz. Hanka Grothendieck schreibt dagegen ganz aus der Perspektive der Hauptpersonen selbst – wenn auch diese, wie bei Döblin, niemals „Helden“, sondern immer „Opfer“ sind. Diese Perspektive gibt ihrem Buch in vielen Szenen etwas manchmal kaum erträglich Beklemmend-Authentisches, das aber auch ganz unvermittelt umschlagen kann in etwas beinahe peinlich Distanzloses Voyeuristisches. Das Geschehen aus so unmittelbarer Nähe zu schildern, wird zu einer Gratwanderung, bei der ständig der Absturz droht.

Vielleicht hätte sie diese Schwierigkeit der „zu großen Nähe“ umgehen können, wenn sie wie ihr Vorbild Hamsun öfter den Kunstgriff der indirekten Handlungsführung benutzt hätte: den Leser als von vornherein Vertrauten der Personen und des Milieus ansprechen, ihn sogleich mitten in die Handlung hineinstellen und ihm auf diese Weise ohne Beschreibung, Be-

lehrung und Erläuterung dies und das mitteilen und allmählich mit dem Geschehen vertraut machen. Hanka verfolgt in dem ganzen Buch jedoch einen eher konventionellen chronologisch fortschreitenden Handlungsverlauf. (Es gibt auch keine inneren Monologe oder Rückblendungen oder ähnliche Merkmale des modernen Romans.)

Vielleicht war Hanka Grothendieck auch der angedeutete Ausweg grundsätzlich versperrt und diese Sichtweise nicht möglich, denn ihr Buch ist auch – unabhängig von allen literarischen Prinzipien – ein Dokument feministischer Emanzipation, und es hat untrennbar davon, einen immer wieder durchbrechenden autobiographischen Grundton.

9. Damit sind wir bei zwei wesentlichen und untrennbar mit einander verbundenen Aspekten des Werkes, dem autobiographischen und dem feministisch-emanzipatorischen. Wie schon dargelegt, war es nicht Hankas Absicht, eine Autobiographie zu schreiben, sondern einen Roman – künstlerisch gestaltete Prosa. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass sie ihr eigenes Leben beschreibt – allem Anschein nach wahrheitsgemäß bis in kleine Details. Es erscheint offensichtlich, dass zwischen diesen Polen – der künstlerischen Gestaltung und der wahrheitsgemäßen Darstellung – ein Spannungsverhältnis entsteht, ein Konfliktpotential, das im Zweifelsfall dem entstehenden Werk nicht gut tun kann. Manchmal scheint es, als werde Hanka von ihrer eigenen Biographie überwältigt; gleich im ersten Kapitel lesen wir:

Viele Jahre später, als Charlotte, eine alternde Frau, an einem trüben Wintertag aus dem französischen Konzentrationslager entlassen wurde und bei ihrem ersten Gang ins Leben dies Kiefernrauschen vernahm -

– ein Satz, der ganz ohne Bezug bleibt, da das Buch ja fast zwanzig Jahre früher, nämlich 1927, endet.

Das alles dominierende Prinzip in Hankas Leben war die permanente Rebellion gegen die Konventionen der bürgerlichen Gesellschaft, gleich ob moralische, politische oder ästhetische Konventionen, und vor allem auch die Rebellion gegen die Zurückstellung der Frau – im öffentlichen Leben, in der Politik, im Kulturbetrieb und in Bezug auf sexuelle Selbstbestimmung. Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, diesen Aspekt vertieft zu diskutieren; auch fehlt dem Verfasser jede Sachkenntnis entsprechender zeitgenössischer emanzipatorischer Bewegungen. Es soll jedoch dieser wichtige Punkt wenigstens erwähnt werden, und es scheint wiederum so, dass diese „aufklärerische“ Absicht des Buches in Konflikt mit der künstlerischen Gestaltung geraten kann.

Das Buch als Kunstwerk war also gewissermaßen von zwei Flanken her gefährdet, von der autobiographischen und von der feministisch-

aufklärerischen her. Es ist nicht deutlich, dass Hanka sich immer für den Vorrang der künstlerischen Gestaltung entschieden hätte.

Im Hinblick auf „Berlin, Alexanderplatz“ ist dies natürlich der Punkt, wo jede Analogie endet und geradezu diametral entgegengesetzte Punkte erreicht werden. Ein zentraler Satz, den Lotte immer wieder ausspricht und nach dem sie handelt, ist: *Ich kann, was ich will*. Franz Biberkopf dagegen wird solange herumgeschubst und herumgestoßen, bis er endlich kapiert hat, dass er nichts zu melden hat: „Der Mann ist kaputt“, ist die Bilanz.

Dieses *Ich kann, was ich will. Ich tue, was ich will* ist der kategorische Imperativ im Leben von Lotte Babendeerde wie auch im Leben von Hanka Grothendieck, ein absolutes Gebot, dem sich alles unterzuordnen hat: Liebe, Schwangerschaft, Mutterschaft, Familie – auch das eigene Glück: Die Liebhaber werden wahllos gewechselt, gerade dann, wenn dazu am wenigsten Anlass besteht, immer wieder sind Abtreibungen nötig, aber wenn sie ein Kind will, dann will sie es, mögen die äußeren Umstände noch so elend sein, doch dieses Kind wird dann Großeltern, Pflegeeltern, Heimen überlassen, an keinem Ort hält sie es länger als wenige Jahre aus ...

Ein radikaler und vorgelebter Aufruf zur Selbstbestimmung ist das dominierende Thema von „Eine Frau“.

10. So geht durch den ganzen langen Text ein Bruch, und zwar nicht „quer“, ein Bruch, der einzelne Kapitel oder Teile von einander absetzt, sondern „längs“, ein Riss, der die Schilderung der Hauptperson Lotte von allem anderen trennt.

So sicher Hanka Grothendieck das Geschehen im Allgemeinen beschreibt, so deutlich sie die Charaktere der anderen Personen herausarbeitet, so anschaulich sie z. B. die proletarisch-anarchistische Szene in Berlin schildert oder die entsetzliche Armut, in der die Hauptpersonen leben, so unsicher, konventionell oder manchmal geradezu unbeholfen schreibt sie immer wieder, wenn sie um ihr alter ego, um Lotte Babendeerde, geht. Es ist wohl kaum möglich, dies durch kurze Zitate wirklich zwingend zu belegen, aber die folgenden ziemlich wahllos herausgegriffenen Stellen, verdeutlichen vielleicht doch den Unterschied und Abfall in der Diktion:

Als Lotte an jenem Abend nach erfrischendem Schlaf aus ihrem Zimmer herunterkam, war ihr ein wenig bänglich ...

Ja, Lotte hatte an Wichtigeres zu denken. Es begann so einfach, daß sie gar nicht merkte, welch eine entscheidende Wendung in ihrem Leben hieraus entstehen sollte.

Diese fremde, irrsinnige Gedankenwelt, die doch so geheimnisvoll vertraut verborgene mystische Neigungen in ihr zum Schwingen bringt und ihrem

Verlangen nach letzter Konsequenz, nach Absolutem gefährlich Antwort gibt, beschäftigte Lotte jetzt unausgesetzt, intensiv.

Ja, Lotte hatte sich angewöhnt, „zu Hause“ immer nackt herumzugehen, sonst kann sie es in dem geheizten Raum nicht aushalten. Warum soll sie nicht? Sie weiß, daß es eine Freude ist, ihren straffen Körper, die festen kleinen Brüste, den Schwung der hohen Schenkel auf den fein gedrechselten Beinen zu sehen ...

Für Lotte, natürlich, ist eine derartige Situation immer Anlaß zu einer tiefsinnigen Diskussion. Es gelang ihr auch, ein paar sachliche Daten in das Gespräch einzuflechten und von ihm zu erhalten; nur die äußerlichen Dinge. Ehrlich versuchte sie, ihn von dem Wahnsinn seiner Haltung zu überzeugen, ohne auf sich selbst zu sprechen zu kommen.

So schwankt die Diktion zwischen Naivität, Selbstdarstellung, Selbstrechtfertigung, Gefühlsaufwallungen, Selbstlob und reiner Unbeholfenheit.

Vielleicht gibt es überhaupt nur eine akzeptable Möglichkeit autobiographisch zu schreiben: distanzierte Selbstironie (vielleicht noch maßlose Übertreibung). Aber das war Hanka wohl am allerwenigsten möglich – sie nimmt sich und ihr Leben viel zu wichtig. Manchmal findet man leichte Ironie, aber Selbstironie oder Humor ist das Allerletzte, was man von ihr erwarten kann. Das Buch ist ungefähr so humorlos wie – um einen völlig unpassenden Vergleich zu ziehen (der nur an die Spannweite deutscher Literatur in dieser Zeit erinnern soll) – wie etwa Jüngers „Marmorklippen“.

Sicher wird nicht jeder Leser die Darstellung der Lotte so kritisch sehen. Aber es lässt sich wohl doch feststellen, dass es Hanka Grothendieck nicht gelungen ist, die Figur der Lotte so zwingend zu gestalten wie die der anderen Hauptpersonen. Man spürt immer wieder bei der Lektüre, wie die Autorin ihren eigenen Gedanken nachhängt, über ihr eigenes Leben Rechenschaft ablegt, über ihr eigenes Unglück, ihr zerstörtes und zerbrochenes Leben schreibt. Das kann man vom rein literarischen Standpunkt nicht als gelungen ansehen, aber – und jetzt wird dieses negative Urteil wieder halb zurück genommen – es verleiht andererseits dem Text doch eine merkwürdige, etwas beklemmende Authentizität: Die Autorin kommt näher, als man es möchte, sie lässt nicht locker und zieht auf diese Weise den erschrockenen und abwehrenden Leser in ihren Bann.

11. Vielleicht war es der an offener Tuberkulose – Schwindsucht – erkrankten, von ihrem unglücklichen Leben erschöpften Frau bewusst, dass sie nur dieses eine Buch werde schreiben können. Und vielleicht ist dies der Grund, dass sie in den Mittelteil einige Gedichte (aus ihrer Jugendzeit?) eingearbeitet hat. Eine künstlerische Notwendigkeit dazu besteht nicht, und inhaltlich ergibt sich nur insofern ein loser Anknüpfungspunkt, als sie eben

die ersten dichterischen Versuche Lottes beschreibt. Später wird dann gelegentlich die Stimmung einer Szene, einer Begegnung zu einem Gedicht kondensiert.

Der Stil dieser Verse ist durchweg expressionistisch. Wie schon gesagt, denkt man sogleich an Else Lasker-Schüler, wobei es jedoch keine direkten Verweise auf diese Dichterin gibt:

*Wir waren nur. – Du zeigtest mir das Meer,
So leuchtend blau und grün bis Himmels Rand,
Des Kuppel blau und grün in Fernen stand.
Und meine Augen wurden Schauens schwer.*

*Und meine Seele kam ganz trunken her
In ihrem Leib, und schauerüberbrannt.
Wir lauschten nieder, wie mit Träumerhand
Einsamen Stein umkoste leis das Meer.*

*Da sank mein Aug in Deines, voll und tief,
So blau und grün. Einsame Möwe rief
Silbernen Fittichs. Koser Wellenschlag.*

*Um unsern meerhinausgeschleudert weltenfernen Stein
In Höhen blau und grün verglomm der Tag.
Da wurde meine ganze Seele Dein.*

*Letzte Stunde tropfenrinnt
Unaufhaltsam in Gewesenheiten.
Alte jetzt so fremde Zärtlichkeiten
Schatten ganz verschämt noch hin und wieder auf.
Lächeln übergütet qualzerrungene Lippen.*

*Wir halten unsere Hand nicht mehr
Und lauschen
Auf das Tropfenrinnen letzter Stunde
Die uns unaufhaltsam voneinander fernt.*

*Ein böser Stern
Flimmt
Nackt
Am kahlen Himmel
Und kichert höhnisch durch die kalte Weite*

*Schwarz recken Bäume drohende Schattenschwere
Gegen tückische Laternen
Die hartes Gleißeln in das Wasser grinsen
Irr
Schreckt das jähe Rufen
Einer verstörten Hupe durch die Nacht
Und ferne klagt das grelle Schrein
Der Trambahnkurve*

... ein zartes kleines Liebeslied, das sie für Heyo schrieb:

*Lichtvöglein sang im Wunderbaum
Tireli!
Sang mir den schönsten Märchentraum
Zeit vor der Morgenfrüh.*

*Lichtvöglein sang in stiller Nacht:
Tirola!
Bist du von Sehnsucht aufgewacht?
Leis klagt mein Herze: Ja!*

*Lichtvöglein sang: Er denkt an dich!
Tireli!
Sein Lieb zu grüßen sandt' er mich
Zeit vor der Morgenfrüh.*

*Lichtvöglein immer weiter sang
Tireli Tirela Tireli!
Ganz leise Herz am Herze klang
Weit vor der Morgenfrüh.*

12. Wie schon gesagt, wirkte Hanka Grothendieck als Redakteurin und „Mädchen für alles“ bei der 1920/21 Hamburger Wochenzeitung „Der Pranger; Organ der Hamburger Kontrollmädchen“ mit. (Das Wort „Kontrollmädchen“ bezieht sich auf die Tatsache, dass die Prostituierten der Kontrolle der Behörden und der Polizei unterstanden.) Die Artikel dieser Zeitung sind nicht namentlich gekennzeichnet, es sei denn sie wurden von Prominenten wie Ketty Guttmann verfasst. Es dürfte deshalb schwierig (aber vielleicht nicht unmöglich) sein, heraus zu finden, was eventuell von Grothendieck verfasst wurde.

Wie nicht anders zu erwarten, erscheinen die Beiträge alles in allem aus heutiger Sicht sehr zeitgebunden, und bei mancher Zeile kann man sich ein leichtes Lächeln nicht verkneifen. Ein ernsthaftes, manchmal zweifellos sehr naives, aber sympathisches Bemühen um die Verbesserung der sozialen und menschlichen Lage der Prostituierten ist jedenfalls unverkennbar. Typische Überschriften der Beiträge sind etwa folgende: Gesundheitliches, Intimitäten aus dem Freudenhaus, Ich klage an, Was ist ein Zuhälter, Die Befreiung der Prostituierten, Weiße Sklaverei, Heimliche Prostitution, Der Mädchenhandel blüht!, Das Arbeitsamt züchtet Dirnen, Fruchtabtreibung oder Schwangerschaftsverhütung, usw.

In dieser Zeitung findet sich also die einzige bisher nachweisbare Veröffentlichung von Hanka Grothendieck, das Gedicht „Großstadtnächtliches“, das zur Beschlagnahme der Ausgabe und einem Gerichtsprozess führte (20). Beim Lesen, möge man sich daran erinnern, dass es von einer Neunzehn- oder Zwanzigjährigen geschrieben wurde.

Großstadtnächtliches.

*Im Tiergarten Berlins. Augustnacht geilt
Schwül unerhörter Prächte himmelan.
In dunkelstem Gebüsch, wohin kein Sternblink pfeilt,
Auf niedrer Bank ein brünstegierer Mann,
Ein ach so ach müd Mädchen, angstzerquält.
Hinter denkschwerer Stirne Hungerfieber loht,
In Ohren dumft ein Grollen schwer und rot.
Und wie er leise ihren Leib aufschält
Und zwischen ihre Lenden giere Hand sich stiehlt,
Mit Zitterfingern reinen Leib durchwühlt,
Schluchzt sie verzweifelt auf. Ekelzerschellt
Bäumt sich ihr Leib. – Herrgott – das Geld – !
Der – Hunger – – ! Geld will der ihr geben –
O Qual der Schmach – ! Doch lauter noch gellt's Leben – !*

*Wild wälzt sich Leib auf sie. Ein Schrei gellt – Gurgeln – Wehren –.
Die Kehle starke Hand umkrampft.
Ein ekler Atem dampft.
Wehren zerbricht.
Geilgrelle Gluten reinen Körper sehen.*

*Jach ist sie frei. Ins Dunkel aufgesogen,
Der ihr den weißen Leib wie Tier zertreten.
Steil bleibt sie liegen. Starrt zurückgebogen.
Bewusstlos lallt die Lippe Kinderbeten.*

*Erkenntnisblitzstrahl fällt. Gebet zerbricht,
Verzweiflung bäumt. Grell steht in ihr und blendet
In Flammenschrift, das eine Wort: Geschändet!
Durch sehr viel Hunger hergequält dann: Selbstgericht.
Wie Ungeborener Augen glüht sie's fiebernd an.
Zerbrochne schleicht durch Weltstadt=Lichtgefunkel
Zur Brücke hin. Die Spree ist tief und dunkel.
Und weiß doch selbst kaum, was sie hat getan. ...*

13. Es erscheint angemessen, zum Schluss noch einmal Hanka selbst zu Wort kommen zu lassen. Jede Auswahl aus den 1560 Seiten erscheint gleichermaßen willkürlich, und so wählen wir die letzten. Hanka und Sascha waren in einen Badeort an die Ostsee gefahren, um als Straßenfotografen das Geld zu verdienen, das sie für die Einrichtung ihres Berliner Ateliers brauchen.

Jetzt beschließen sie: wir ruhen ein paar Tage aus. Dieser schon herbstlich verlassene Ort an der See ist wie geschaffen dafür. Am nächsten Tag ist das Wetter umgeschlagen: Kälte, Sturm, Regen. Aber das kann sie nicht anfechten, auch das ist schön!

Arm in Arm am menschenleeren Strand entlang, der fest ist von den Regengüssen der Nacht, stemmen sie sich dem harten Sturm entgegen, der ihnen vereinzelt Tropfen ins Gesicht peitscht und einen Salzgeschmack auf ihren Lippen läßt. Das wilde Rauschen der sich bäumenden und übereinanderstürzenden Wogen, das Toben der Lüfte macht sie wie besoffen. Und mit eins singen sie wieder! Sie singen die schönen alten russischen Soldatenlieder mit ihrem kecken Kampfgeist und ihrer Schwermut in das Tosen hinein, und ihr geliebtes Lied vom Baikalsee. Ihre ausgeruhten Stimmen sind gesund und kräftig, und der Sturm nimmt die breithintragenden Akkorde auf seine Schwingen.

Und Sascha macht den ersten und einzigen Witz seines Lebens, und der hat auch noch einen Bodensatz von bitterem Ernst. Das Schauspiel der gewaltig heranrollenden Wassermassen, die sich am Strand zerschlagen, und wieder eine schaumgekrönte Wellenmauer, und noch und ohne Aufhören – spült in ihm eine Reminiszenz hoch, die sich in ihm eingekrustet hat bis zum Erbrechen: „So lange der kleine Vorrat reicht!“

Allmählich merkt Lott, daß ihre Kleidung nicht recht geeignet ist für dies Wetter: ein dünnes Jäckchen über dem Waschkleid, die wenigstmögliche Unterwäsche und keine Strümpfe. Sie klappert immer hörbarer. Zu dumm aber auch, nichts weiter mitgenommen zu haben! Weder der Witterungsumschwung noch die Ferien waren vorausgesehen. Ach ja, „wenn wir Armen heiraten, ist die Nacht kurz.“

Als sie hintereinander in ihr Hotelzimmer eintreten, meint Sascha aufgeräumt: „Willst du? Wir gehen heut abend ins Kasino essen!“

Lott schlägt innerlich Kobolz bei dieser Vorstellung: Sascha in seiner übermäßig mitgenommenen Schockfahrer-Aufmachung, einem Strauchrüber ähnlicher als einem zivilisierten Zeitgenossen! Ja, wenn nur sein Kopf dahin spazieren brauchte – wie da die Lakaien buckeln würden! Aber das Gelichter sieht ja mehr auf Bügelfalte und weiße Halsbinde. Und sie mit ihrem Kleidchen, das auch nicht von erster Frische ist, und das Gesicht violett vor Kälte! Und in ihrem Übermut wirft sie über die Schulter zurück, mit gespielter Arroganz: „Mein Gott, du hast absolut kein Stilgefühl! Das ist kein Platz für einen out-law wie dich!“

Die Arroganz war offenbar zu gut gespielt, Sascha hat ihre Dummheit für bare Münze genommen; er hat eigentlich nur den Ton erfaßt, und das genügt, um ihn außer sich zu bringen.

Er knallt die Tür hinter sich zu, und als er im Abenddunkel zurückkehrt, gelingt es ihren Beteuerungen nicht, die Sache richtigzustellen. Wenn sein inneres Gefüge einmal durcheinandergebracht ist, nützen keine Argumente mehr.

Am nächsten Tag packt er alles zusammen, was zum Apparat gehört. Und ohne von seiner Arbeit aufzusehen: „Ich fahre nach Berlin. Wenn du willst noch hier bleiben – wir können das Geld teilen.“

Und wieder eine feindlich schweigende Heimfahrt. Denn Lott, die wie gesagt auch kein Weihnachtsengel ist, fühlt sich von seiner Sturheit auch so gereizt, daß sie die Sache laufen läßt, wie er es will.

Ein bescheidener Trost: sie haben kein unnützes Geld ausgegeben. Sascha sagt es sich mit bitterer Genugtuung, Lott mit Galgenhumor. Sie können jetzt vielleicht die noch nötigen Anschaffungen machen und die letzten Arbeiten am Atelier zu Ende führen, so daß man drin leben kann. Es wird Zeit: der Winter steht vor der Tür.

Und endlich kann Lott den Boden zum letzten Mal scheuern, alles Handwerkszeug und alle Farbtöpfe sind verschwunden, und sie sehen ihr Werk an und sehen, daß es gut ist. Und eines Abends gibt es ein großes Einweihungsfest mit Wodka und russischen Zigaretten und vielen kalten Platten; sogar ein Grammophon haben sie aufgetrieben.

Merkwürdig ist es: bei allen ist es üblich, dass für solche Gelegenheiten jeder Gast das seine beiträgt zu dem substantiellen Teil, nur bei Sascha kommt niemand auf die Idee, er selbst am allerwenigsten, und die relativ vernünftige Lott auch nicht. Nur die Husch bringt eine selbstgebackene Torte und kriegt dafür von Sascha, der Süßigkeiten nicht mag, einen schallenden Kuß auf jede Backe. Und dann wird die Husch von begeisterten Kuchenfreunden auf die Schultern genommen und im Triumph durchs Atelier getragen, und es wird gesungen und getrunken und getanzt und gesungen, daß der ganze Hof widerhallt.

Und dann ist der Winter da, und sie stehen wieder da mit leeren Händen.

Bedenkt man, wie viel belanglose, überflüssige und schlechte Literatur gedruckt wird, dann ist es ein unabweisbares Gebot der Gerechtigkeit, Hanka Grothendieck's einzigen Roman nicht dem Vergessen preiszugeben, und sei es nur aus Respekt vor ihrem unsagbar unglücklichem Leben und der intellektuellen und moralischen Anstrengung, die es gekostet haben muss, dieses Buch zu schreiben.

14. Danksagung: Ohne die effiziente Unterstützung durch Freund *google* wäre es völlig unmöglich gewesen, diesen Aufsatz zu schreiben. Für mündliche Auskünfte über Hanka und Schurik Grothendieck danke ich V. H., H. M., A.A., Y.L. und S. B., für vielerlei Informationen in diesem Zusammenhang Leila Schneps. Dem Staatsarchiv Hamburg und seinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, vor allem Dr. Rainer Hering, danke ich für Unterstützung meiner Arbeit und eine Reihe von Auskünften. Für eine kritische und sorgfältige Durchsicht dieser Arbeit und zahlreiche Anregungen danke ich Matthias Künzer; er erscheint vor allem deshalb nicht als Co-Autor, weil dieser Aufsatz subjektive Bewertungen enthält, die nicht jeder übernehmen wird und die der Verfasser niemandem aufdrängen möchte.

Anmerkungen:

(1) Die Datierung ergibt sich aus einem Brief Hanka Grothendiecks aus dem Jahr 1948, in dem sie vom Beginn der Arbeit an dem Roman berichtet.

(2) P. Cartier: A mad day's work ... Bull. Am. Math. Soc. 38 (2001), 389 – 408

(3) Es muss allerdings gesagt werden, dass zur Inflationszeit der Beruf des Schuhputzers vergleichsweise sehr einträglich war, da die ausländischen Reisenden oft Trinkgelder in Devisen gaben.

(4) Cartier ist sich in seinen biographischen Bemerkungen dieser Tatsache offenbar nicht bewusst. Seine Ausführungen beziehen sich z.T. auf den „falschen“ Schapiro.

(5) Hanka hatte brieflich um Aufnahme ihres Sohnes in dem privaten Pflegeheim der Heydorns gebeten und gute Bezahlung zugesagt. Sie erschien dann Zigarren rauchend mit ihrem fünfjährigen Sohn und einem winzigen Bündel persönlicher Sachen bei den Heydorns und verlangte, dass Schurik keinesfalls religiös erzogen werde dürfe. Den Haushalt der Heydorns muss man sich als ein typisch norddeutsch-protestantisches Pfarrerhaus vorstellen. Von Bezahlung konnte, wie Hanka gleich zugeben musste, keine Rede sein. (Mündliche Auskunft von V.H.)

(6) Wilhelm Heydorn: Nur Mensch sein! Lebenserinnerungen 1873 bis 1958, Hrsg. I. Groschek, R. Hering, Hamburg und München 1999

- (7) Mündliche Mitteilung der Nichte H. M., der ich auch weitere Auskünfte verdanke.
- (8) Nach Auskunft von H. M. bot die Lagerleitung mehrfach die sofortige Entlassung an, vorausgesetzt, sie kehrte nach Deutschland zurück. Hanka lehnte das ab.
- (9) Eine vorläufige Biographie, vor allem der Jugendjahre, von Alexander Grothendieck befindet sich in Vorbereitung.
- (10) Bei entsprechend platzsparendem Satz würden sich aber kaum mehr als 400 Druckseiten ergeben.
- (11) Tatsächlich beruhen die biographischen Angaben dieses Aufsatzes teilweise auf dem Text von „Eine Frau“, und jede Biographie von Alexander Grothendieck wird sich auch auf diesen Text berufen müssen.
- (12) H. M. hat eine Kurzgeschichte, die eine Episode im Lager behandelte, selbst gelesen.
- (13) Es könnte sein, dass eines ihrer Gedichte anonym in einer Liedsammlung aus dem Umkreis der Wandervogel-Bewegung abgedruckt wurde. Eine entsprechende Bemerkung findet sich in „Eine Frau“; diese Vermutung ließ sich noch nicht aufklären.
- (14) Zu erwähnen ist insbesondere: Lothar Schreyer: Expressionistisches Theater, Toth, Hamburg 1948; Lothar Schreyer: Erinnerungen an Sturm und Bauhaus, Langen-Müller, München 1956; Athina Chadnis: Die expressionistischen Maskentänzer Lavinia Scholz und Walter Holdt, Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt 1998.
- (15) Die Kampfbühne-Mitarbeiter Lavinia Scholz und Walter Holdt hatten, wie auch von Schreyer beschrieben wird, eine außerordentlich problematische Beziehung, die schließlich in einem gemeinsamen Selbstmord endete. Hanka Grothendieck hat diese Episode in ihr Buch aufgenommen, allerdings beträchtlich umgestaltet – bisher der einzige Fall, wo sich ein Abweichen von dem historischen Geschehen *nachweisen* lässt.
- (16) Else Lasker-Schüler führte in Berlin in den zwanziger Jahren ein Bohème-Leben, sie verkehrte in literarische Cafés und Salons und war mit allen Literaten und Künstlern dieser Zeit gut bekannt. Es ist denkbar, dass Hanka Grothendieck wegen ihrer Armut niemals in diesen Kreis geriet; einen Café-Besuch konnte sie sich meistens gar nicht leisten.
- (17) Es erscheint zweifelhaft, dass Lotte (= Hanka) schon in den frühen zwanziger Jahren Timmermans lesen konnte. Deutsche Übersetzungen erschienen erst später.
- (18) W. Muschg: Die Zerstörung der deutschen Literatur; List-Taschenbuch, München o.J.

(19) U. Krengel: Wahrscheinlichkeitstheorie. In G. Fischer et al. (Hrsg.): Ein Jahrhundert Mathematik 1890-1990, Vieweg, Braunschweig/Wiesbaden 1990

(20) In „Eine Frau“ wird berichtet, dass der von der Staatsanwalt angestrengte Prozess mit einem Freispruch endete. In einer der folgenden Nummern des „Pranger“ findet sich ein Leserbrief einer Hedwig Ehrlich, die ihre Empörung über die Beschlagnahme ausdrückt und u.a. folgendes schreibt: *Eins muß ich Ihnen aber noch erzählen – wie mir das Gedicht, das dem sittenstrengen Herrn Staatsanwalt ein Stein des Anstoßes war, mir so menschlich und erschütternd nahekam, wie ich es beim Lesen – das doch auch schon einen tiefen Eindruck gemacht hatte – nicht geahnt. Es war Sonntag. Ein Kreis meist junger Menschen hatte sich bei uns zusammengefunden. Wir sprachen auch über den „Pranger“, dem wir alle aus warmen Herzen guten Erfolg wünschten. Und dann stand ein Mädels auf und sprach das „Großstadtnächtliche“. So hat mich noch nichts durchschauert wie dieses brutale viehische Zerstampfen einer Mädchenseele, wie diese Dumpfe Qual, dieser grauenhafte Aufschrei aus tiefster Seelennot und diese zitternde Angst ... (Das Mädchen, welches das Gedicht sprach, ist aber auch wirklich eine Künstlerin. Das kann ich sagen, denn ich glaube einigermaßen künstlerisches Urteil zu haben.)*

Das „Mädel“, von dem in dieser Zuschrift die Rede ist, ist zweifellos Hanka selbst gewesen. Ich habe aber den Verdacht, dass der ganze Lesebrief von Hanka Grothendieck stammen könnte. – In „Eine Frau“ wird übrigens die Episode mit etwas weniger Gefühlsaufwallung geschildert. Das groteske Ende besteht darin, dass, als es ans Bezahlen geht, der Mann sagt, er müsse vorher noch schnell zum Pissoir, wo er sich dann durch den Hinterausgang aus dem Staube macht.

Münster, den 4.Juni 2003

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Winfried Scharlau, Mathematisches Institut, Einsteinstr. 62,
D-48149 Münster, Germany

e-mail: scharla@math.uni-muenster.de